AUS MEINEM LEBEN

VON ALFRED SENN

AUS MEINEM LEBEN

VON ALFRED SENN

I MINE
GOLDACHER SCHUELGSPANE
GWIDMET

VORWORT

Die hier zum Drucke gebrachten Erinnerungen aus meinem Leben wurden im Jahre 1938 niedergeschrieben. Wo im Texte vom Weltkrieg die Rede ist, ist daher das Völkerringen von 1914 bis 1918 gemeint.

Der Druck ist nur für einen engen Freundeskreis bestimmt.

A. S.

Im Dezember 1952.

207 Cynwyd Road
Bala-Cynwyd, Pa.
U. S. A.

WIE ICH NACH AMERIKA KAM

Der 1. Mai 1905 ist einer der denkwürdigsten Tage in meinem Leben. Wir wohnten damals in Goldach, Kanton St. Gallen, wohin meine Eltern im Jahre vorher aus dem Aargau gezogen waren, da mein Vater in der dortigen Bruggmühle Arbeit erhalten hatte. Heimatberechtigt bin ich aber in Bennwil, Kanton Basel-Land, während meine Mutter aus Günsberg, Kanton Solothurn, stammte[1]. Am genannten Tage ging ich zum ersten Male in die Schule und begann damit eine Laufbahn, die wohl erst mit meinem Tode zu Ende gehen wird. Am gleichen Tage kam auch mein Onkel Joseph Affolter, ein Bruder meiner Mutter, aus San Francisco, Kalifornien, zu uns auf Besuch. Die ganze Familie meiner Mutter wohnte in San Francisco. Meine Mutter war die einzige, die (nach einer ersten Auswanderung der

[1] Mein Vater, Alfred Senn, geboren am 6. November 1873 in Bennwil, starb am 2. August 1949 in Günsberg, als ich gerade als Gastprofessor an der Universität Kalifornien in Berkeley tätig war und so für sieben Wochen in nächster Nähe meiner aus Günsberg stammenden mütterlichen Verwandten weilte. Er war das jüngste Kind des Sebastian Senn von Bennwil (geboren 20. Januar 1828, gestorben 4. Juni 1880) und der Anna Weber von Oberdorf (Basel-Land). Meine Mutter, Berta geb. Affolter, war am 20. Juli 1868 in Günsberg zur Welt gekommen und hat am 11. August 1935 in Trimbach das Zeitliche gesegnet.

ganzen Familie im Jahre 1870 nach Südamerika und Rückkehr in die Heimat) in der Schweiz geblieben war, trotzdem alle ihre Geschwister und auch ihr Vater nach Nordamerika auswanderten. Mit meinem Großvater in San Francisco führte ich von Kind auf die Familienkorrespondenz, bis er dann in hohem Alter starb, ohne seine Enkelkinder in der Schweiz je gesehen zu haben. Er sowie Onkel Joseph liegen im fernen Kalifornien begraben, während meine Mutter allein in heimatlicher Erde ruht. Meine Großmutter mütterlicherseits (eine geborene Morand aus Günsberg) starb am 7. August 1875 in Uruguay und wurde auf dem Deutschen Friedhof von Rosario[2] beigesetzt. So sind sie alle auseinandergeworfen worden. Ein Bruder von mir lebt jetzt im Belgischen Kongo, mich hat es nach Nordamerika verschlagen, während vier Geschwister und der Vater in der Heimat geblieben sind. Es ist das Los des Ausgewanderten, sich in beschaulichen Augenblicken nach der alten Heimat und den sonnigen Tagen der Jugend zurückzusehnen und die Daheimgebliebenen um ihren gesunden Menschenverstand zu beneiden, der sie eben nicht fortgehen ließ und ihnen daher viel Schmerz und Weh ersparte. Andererseits sind die Daheimgebliebenen oft wieder dumm genug, die in der fernen Fremde Lebenden

[2] Über die Ackerbaukolonie Rosario vgl. Karl Zbinden, Die schweizerische Auswanderung nach Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay (Berner Dissertation 1931), S. 119 ff.

um ihr Glück zu beneiden. Selbst unter den gebildetsten Europäern und auch Schweizern trifft man gelegentlich die unglaublichsten Vorstellungen von den unbegrenzten Möglichkeiten des neuen Erdteils an. Vielleicht sind die meisten von uns Amerika-Schweizern auch gerade deshalb hieher gekommen, weil wir nur zu gern an diese Märchen geglaubt hätten.

Die persönliche Bekanntschaft mit meinem Onkel Joseph eröffnete für mich einen Zeitabschnitt glühender Anteilnahme an den Schicksalen Nordamerikas. Doch verstand ich damals darunter hauptsächlich Kalifornien. Mein Großvater schickte mir regelmäßig eine deutsche Zeitung, die in Portland, Oregon, gedruckt wurde, und so erfuhr ich ganz genau, wieviel jeweils die Kirschenleser, Äpfelpflücker und andere Arbeiter jeder Art verdienten. Ich träumte wohl auch etwa davon, selber einmal eine schöne amerikanische Farm zu besitzen. Solche Träume waren besonders lebhaft, wenn ich abends von der Höhe des Rorschacherberges auf den herrlichsten aller Seen, den Bodensee, hinunterblickte und der Bedeutung des Abendrotes nachsann. Dort hinter dem Abendrot, weit hinten im Westen, da lag Amerika. Ob ich wohl je einmal dorthin gelangen könnte? Und jetzt, wo ich in Amerika zu Hause bin, habe ich herausgefunden, daß auch hier das Abendrot immer noch weiter westwärts liegt. Und doch, wenn ich es etwa in einem gefühls-

und stimmungsbeladenen Augenblick betrachte, durchfährt es mich nicht selten wie eine momentane Erleuchtung, reißt mich über die Alltagssorgen hinweg, und mit dankbarer Genugtuung weht die Erkenntnis durch mein Gemüt, daß mein hiesiges Leben eigentlich nichts anderes ist als ein in Erfüllung gegangener Traum meiner Kindheit.

Ich kam aber nicht auf geradem Wege nach Amerika, sondern auf einem langen Umwege. Meine kindliche Küherromantik machte bald andern Idealen Platz. Gründliche vaterländische Erziehung machte aus mir einen begeisterten und volksbewußten Eidgenossen. Als meine Mutter mich im Jahre 1913 zu Onkel Joseph nach San Francisco schicken wollte, weigerte ich mich glattweg, die Heimat zu verlassen. Während des Weltkrieges wurde ich zum mitfühlenden Freunde der unterdrückten Völker Europas. Zunächst galten meine Sympathien hauptsächlich den Polen, deren Museum in Rapperswil ich früh kennengelernt hatte. Später arbeitete ich dann für die Iren und die Litauer. Nach meiner Doktorprüfung fuhr ich am 13. Juni 1921 nach Kaunas (Litauen), wo ich bis 1930 in litauischen Diensten stand, zunächst als Referent in der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes, dann (1922 bis 1930) hauptsächlich als Dozent für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität in Kaunas. Ein wohlmeinender Lehrer riet mir dringend, nicht ins Ausland zu gehen. Ich hatte aber keine

Aussichten, in absehbarer Zeit in der Schweiz eine Anstellung zu bekommen. Arbeitslos zu Hause sitzen und mich von den armen, unbemittelten Eltern füttern lassen, während meine jüngern Geschwister in Fabriken und Werkstätten ihr Brot verdienten, konnte ich nicht. Daher hatte ich überhaupt keine Wahl. Obwohl einige meiner Studiengenossen nach Amerika auswanderten, war es mir während meiner Studienzeit doch nie in den Sinn gekommen, den gleichen Schritt zu tun. Ich wollte Schweizer bleiben und mich dem litauischen Volke widmen. Nur zu bald erfuhr ich aber, daß diese zwei Ziele nicht gut zu vereinigen waren, und ich strebte natürlicherweise wieder danach, in die Heimat zurückzukehren und meine Kräfte und Fähigkeiten ausschließlich meinem eigenen Volke zur Verfügung zu stellen. Aber es lag wie ein Fluch über mir. Im Jahre 1927 wurde mir durch Vermittlung meines väterlichen Freundes, Professor Dr. Max Niedermann, in der Schweiz eine annehmbare Stelle angeboten. Ich konnte sie aber nicht annehmen, weil ich in Litauen Schulden hatte, die ich nicht unbezahlt zurücklassen wollte. Alle meine spätern Versuche, in der Heimat Fuß zu fassen, schlugen fehl.

Ein Erlebnis aus der Zeit des Weltkrieges kommt mir oft in den Sinn, als ob es für mich sinnbildliche Bedeutung gehabt hätte. Ein Klassengenosse von der Kantonsschule St. Gallen, der jetzt als erfolgreicher Arzt in Zürich tätig ist,

machte während der Ferien oft mit mir zusammen mehrtägige Radtouren durch die ganze Schweiz. Auf solchen Fahrten lernten wir Land und Leute unserer Heimat und ihre Flora (mein Freund interessierte sich besonders für Pflanzen) kennen und immer mehr lieben. Einmal kamen wir den Rhein hinunter über Stein am Rhein, Schaffhausen und Neuhausen am Rheinfall nach Rheinau, von wo aus wir nach Rafz gelangen wollten. Doch liegt zwischen Rheinau und Rafz reichsdeutsches Gebiet. Wir wußten nicht, ob man uns durchlassen würde, besonders da ja Deutschland in Kriegszustand war. Bei Rheinau fanden wir aber weder einen schweizerischen noch einen deutschen Grenz- oder Zollbeamten, weshalb wir einfach frisch und keck loszogen. Das war für mich das erste Mal, daß ich bewußt ausländischen Boden betrat, und ich hatte das Gefühl, daß ich etwas Wichtiges erlebe. Ich erinnerte mich daran, daß ich im Elsaß geboren sei, also im Deutschen Reiche, auf dessen Gebiete wir uns jetzt gesetzwidrig befanden. Meine Eltern hatten nämlich unmittelbar nach ihrer Vermählung eine Stelle als Gutsverwalter in Blotzheim (im jetzigen französischen Département du Haut-Rhin gelegen) angenommen, kehrten aber nach einem Jahre wieder in die Heimat zurück zusammen mit mir, der ich inzwischen zur Welt gekommen war. Ich erzählte das meinem Freunde, während wir unbehelligt durch Jestetten und Lott-

stetten fuhren. Nirgends wurden wir angehalten. Erst als wir wieder den Schweizer Boden betreten wollten, hielt uns ein schweizerischer Grenzpolizist an und verlangte nach unsern «Schriften». Nun waren wir aber ganz ohne Ausweispapiere ausgezogen und wurden daher auf die Polizeiwache genommen. Unsere Fahrradnummern ließ man nicht als Ausweis gelten, denn diese konnten gestohlen sein. Wir hatten auch nicht einmal unsere Kantonsschulmützen auf, die uns doch wenigstens ein wenig hätten als Schweizer kennzeichnen können. Schließlich kam es meinem Freunde in den Sinn, daß er ja Mitglied des Schweizerischen Radfahrerbundes sei, und er fand auch einen diesbezüglichen Schein. Zu unserer größten Überraschung stellte sich nun heraus, daß der Polizist, der uns festgenommen hatte und uns den Wiedereintritt in die Heimat versperrte, ein Verwandter meines Freundes sei. Somit wurde mein Freund auch sofort freigegeben. Aber mir traute man noch lange nicht. Erst nach eindringlicher Fürsprache und hoch und heiligen Beteurungen meines Freundes wurde mir wieder erlaubt, in meine Heimat zurückzukehren. Die symbolische Bedeutung dieses Erlebnisses kann nicht geleugnet werden. Wer einflußreiche Verwandte und Beziehungen hat, kann daheim wieder ankommen, auch wenn er sich längere Zeit im Ausland aufgehalten hat. Wer aber diese Beziehungen nicht hat oder gar zufälligerweise

selbst im Ausland geboren ist, hat kaum Aussichten. Hat der Umstand, daß ich bei meinen Bewerbungen als Geburtsort immer «Blotzheim im Elsaß» angeben mußte und dazu noch zur Zeit der Bewerbung im Ausland lebte, nicht jeweils den Ausschlag gegen mich gegeben? Das ist das bittere Los des Auslandschweizers.

Im Jahre 1930 bewarb ich mich um eine Stelle an der Verkehrsschule St. Gallen, fiel aber wieder durch, und zwar diesmal, weil meine Kandidatur besonders von Angehörigen einer bestimmten politischen Partei unterstützt wurde. Ich hatte während meinen neun Jahren im Auslande ganz vergessen, daß man in der Schweiz bei jeder Stellenbesetzung nicht als Schweizer beurteilt, sondern als Parteimann etikettiert und zum Spielball der politischen Parteimaschinen gemacht wird. Zu gleicher Zeit hatte ich eine ehrenvolle Einladung der Universität Yale in New Haven, Connecticut, in meinen Händen. Ich war aber entschlossen, diesen amerikanischen Ruf abzulehnen, falls ich die Stelle in St. Gallen erhalten würde, obwohl diese finanziell und dem Ansehen nach weniger verlockend war. Nach der St. Galler Entscheidung blieb mir dann kein Ausweg mehr. Am 24. Juni 1930 schiffte ich mich in Bremerhaven ein und gelangte mit dem Schnelldampfer «Europa», der eben das Blaue Band (d. h. das Zeugnis, das schnellste Schiff zu sein) erobert hatte, am 2. Juli im Neuyorker Hafen an. Meine

Gemahlin und zwei Kinder im Alter von sechs und drei Jahren ließ ich noch in Litauen zurück; denn ich konnte mit Mühe und Not nur gerade so viel Geld auftreiben, als für meine eigene Fahrkarte nötig war.

Die Überfahrt war wunderbar. Zwar fühlte ich mich in der Menge fremder Leute anfangs etwas vereinsamt. Doch gab mir gerade dieser Umstand beste Gelegenheit, das gewaltige Wunder des Weltmeers auf mich einwirken zu lassen. Da, eines Tages, als wir uns schon der amerikanischen Küste näherten, schlugen ganz unerwartet traute Heimatklänge an mein Ohr: jemand sprach Schweizerdeutsch, und zwar Ostschweizerdeutsch. Da war denn auch eine ganze Gruppe von Schweizern beisammen, die sich um Jakob Tschäppeler und seine Frau aus Elmhurst, L. I., gruppierten und nach einem Ferienaufenthalt in der alten Heimat wieder nach Amerika zurückkehrten. Ich schloß mich den Landsleuten freudig an, und damit begann eine dauernde Freundschaft mit der Familie Tschäppeler. Nie komme ich nach New York, ohne die Gelegenheit zu einem kurzen Besuch bei meinen lieben Freunden zu benutzen.

Früh am Morgen des 2. Juli befiel mich Schwermut und Unruhe. Es kam mir zum Bewußtsein, daß ich mit diesem Tage einen neuen Lebensabschnitt beginnen würde. War ich meiner eigenen Vergangenheit untreu geworden? Hätte ich nicht in Europa bleiben sollen? Ich kam doch in die

Neue Welt, um mich ihr vollständig zur Verfügung zu stellen, selbst vielleicht im Kampfe gegen den Alten Erdteil. Wenn man nach Amerika auswandert, reist man nicht wie ein Saisonarbeiter, der für eine bestimmte Jahreszeit in fremden Landen Arbeit annimmt, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Amerika will uns ganz haben, und für Amerika ist nur das Beste gut genug, weshalb auch der amerikanische Staatsgedanke eine so ansteckende Lebenskraft besitzt, daß man sie selbst in den überschäumenden nationalistischen Bewegungen Europas kaum übertreffen kann. — Als ich an jenem Morgen von unserm Schiff aus die amerikanische Küste zu sehen bekam, war ich zwar voll Dankbarkeit für mein Geschick, das mich an diese gastlichen Gestade geführt hat. Aber ich war noch nicht dazu bereit, mein Europäertum aufzugeben. Ick kam mir vielmehr vor wie ein Gestrandeter, der eine neue Heimat suchte, weil man ihn in der alten für wertlos hielt und ihm merken ließ, daß er unerwünscht war. Trotz dieser düstern Gedanken ging ich zum Telegraphenamt des Schiffes und kabelte an meine Frau in Kaunas, ich sei glücklich in Amerika angelangt.

Ich hatte mich zum voraus an das Schweizerische Generalkonsulat in New York um Auskunft gewandt und sollte von einem schweizerischen Beamten am Schiffe abgeholt werden. Außerdem hatte mir Professor Eduard Prokosch von der

Universität Yale, dem ich die Berufung nach Amerika verdankte, mitgeteilt, daß ein Schüler von ihm, Herr Emory E. Cochran von New York, mich am Landungsplatze begrüßen würde. Meine Arbeit an der Universität Yale begann erst im Herbst. Während der Monate Juli und August sollte ich in New York an dem sogenannten Linguistic Institute, das von der Amerikanischen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (Linguistic Society of America) geleitet wurde, Vorlesungen über baltische und slawische Philologie halten, und für diese Zeit hatte mir Herr Cochran ein freundliches Zimmer in seinem eigenen Hause zum Aufenthalt angeboten. Wie würde ich Herrn Cochran erkennen? Dem Generalkonsulat hatte ich eine Photographie gesandt, so daß da wohl keine großen Schwierigkeiten zu erwarten waren. — Die Unruhe, die mich ergriffen hatte, schien nicht auf mich allein beschränkt zu sein. Die große Masse der Reisenden freute sich darauf, bald wieder daheim zu sein. Sie machten kein Hehl daraus, daß es daheim doch am besten sei. Um so mehr fühlte ich mich als Fremder in ihrer Mitte. Wann würde wohl meine Frau mein Kabel erhalten? Unter den Mitreisenden waren mir zwei Männer aufgefallen, die auch wie ich zum erstenmal Amerika besuchten. Einer war ein Wiener und der andere ein polnischer Gymnasiallehrer aus Teschen. Beide wollten in Amerika niedergelassene und verheiratete Töchter besuchen. Ich

beobachtete jetzt beide. Sie waren nervös. Der Pole vergaß seine blöden Spässe, mit denen er mich früher unaufhörlich gelangweilt hatte. Der Wiener, der stets so leutselig und unterhaltsam gewesen war, wurde still und marschierte stumm auf dem Deck hin und her. In den beiden Männern mußte etwas Ähnliches vor sich gegangen sein wie in mir. Und doch kamen sie nur zu Besuch. Sie beabsichtigten nicht, in Amerika zu bleiben, sondern wußten, daß sie in sechs Monaten wieder in ihrer alten Heimat zurück sein würden. Ich beneidete sie um diese Aussicht. Aber was war denn mit dem Wiener los? Er fing an zu gestikulieren. Mit wem sprach er denn? Mit sich selbst! Er redete immer lauter, ja schrie geradezu, ging immer schneller auf und ab, schimpfte auf alles, besonders auf die Schiffsverwaltung, bedauerte, daß er Wien verlassen hatte. Und doch war alles in guter Ordnung. Ein vernünftiger Mensch hatte keinen Grund zur Klage. War der Mann von Sinnen? Die Schiffskellner, die sein sonderbares Benehmen beobachteten, ließen ihn gewähren, ohne sich deshalb aufzuregen. Sie mußten an solche Auftritte gewöhnt sein. Endlich ließ die Spannung nach, als uns mitgeteilt wurde, man solle die Reisepässe bereit halten und vor den Einwanderungsbeamten erscheinen, die außerhalb des Hafens an Bord gekommen waren. Der Wiener beruhigte sich. Auch ich war wieder ruhig. Als ich vor den Beamten erschien, stellte sich mir

Herr Lumpp als schweizerischer Einwanderungskommissar und Vertreter des Generalkonsulats vor. Er erklärte mir, da ich aus Litauen komme, müsse ich noch an Bord bleiben und werde erst am folgenden Tage die Landungserlaubnis erhalten. Das bedeutete, daß ich auf die von allen Einwanderern gefürchtete Einwanderungsstation Ellis Island geschafft werden sollte. Doch versicherte mir Herr Lumpp, daß es sich nur um eine Formalität handle. Ich müsse allerdings die Nacht über auf dem Schiffe bleiben. Mein Paß wurde mir abgenommen. Unterdessen war das Schiff am Landungsplatz angelangt, wo uns eine riesige, schreiende, johlende, fahnenschwingende, mit Konfetti um sich werfende Menschenmenge begrüßte. Vom Schiff aus wurde mit ebensolchem Geschrei geantwortet, aus dem heraus man hier und dort einzelne Namen verstehen konnte. Meine Mitreisenden hatten Freunde und Verwandte auf dem Kai erkannt. Sie wurden erwartet und freudig begrüßt. Ungeduldig riefen sie sich kurze Mitteilungen zu. Da unten in dieser Menge war Herr Cochran, der mich erwartete. Wie sah er aus? Ich hatte keine Ahnung. Alles schrie um mich herum. Da wurde ich von einem Anfall von Hysterie erfaßt, und ich schrie mit aller Kraft gegen die Landmole hin: «Mister Cochran! Ellis Island!» Ob mein Benehmen jemandem auffiel, weiß ich nicht. Das Deck wurde allmählich leer und ich blieb allein auf dem Riesen-

schiff zurück, verlassen und elend. Nein, ich war nicht ganz allein. Da waren noch einige andere Leidensgenossen, unter ihnen ein Herr Schüpbach, der aus dem Bernbiet stammte, aber in New Glarus, Wisconsin, zu Hause war. Er war in der Schweiz zu Besuch gewesen und konnte jetzt den ihn zur Wiedereinreise berechtigenden, vor der Abreise aus den Vereinigten Staaten ausgestellten Schein (Re-enter permit) nicht mehr finden. Er mußte ihn in der Schweiz vergessen haben, wahrscheinlich bei seiner Schwester in Basel, die er noch zuletzt besucht hatte. Solange er nicht den ursprünglichen Schein oder eine neue Abschrift davon aus Washington, D. C., vorweisen konnte, durfte er nicht ins Land hereingelassen, sondern mußte in Ellis Island festgehalten werden. Wir lernten auf dem Schiff noch zwei Schweizer aus Monroe, Wisconsin, kennen, nämlich die Brüder Kißling, die dritter Klasse gereist waren (ich war in der Touristenklasse) und deshalb durch die Station von Ellis Island gehen mußten. Da ihre Papiere in Ordnung waren, wurden sie dann auch ohne weiteres aus Ellis Island entlassen, nur daß sie eben diese Nacht noch auf dem Schiffe bleiben mußten. Auf dem Schiffe aber war die Lüftungseinrichtung abgestellt worden, und eine unerträgliche Hitze lag die ganze Nacht auf uns. Es wurde mir auch bald klar, daß ich unter polizeilicher Aufsicht stand.

Am andern Tag wurden wir auf einem Motor-

boot nach Ellis Island gebracht, wo man unsere Ausweise untersuchte, uns eingehend verhörte, wie vor Gericht, und uns auch einer empörenden körperlichen Untersuchung unterwarf. Das Verhör ergab, daß meine Annahme, ich sei als Einwanderer und nicht als bloßer Besucher nach den Vereinigten Staaten gekommen, im Widerspruch stand mit den Angaben in meinem Einreisevisum. Jetzt erinnerte ich mich daran, daß man auf dem Amerikanischen Konsulat in Kaunas die Angelegenheit nicht richtig zu verstehen schien, als ich dort ein Visum beantragte. Es war der erste Fall dieser Art, und die Leute wollten ihre Kompetenzen nicht überschreiten, weshalb sie mir anstatt eines Visums für dauernden Aufenthalt ein solches auf begrenzte Zeitdauer ausstellten. Gleichzeitig hatten sie mir erklärt, daß die Angelegenheit des dauernden Aufenthaltes dann endgültig in Amerika geregelt werden müßte. Ob sie sich wirklich darüber im klaren waren, was sie mir da anrichteten, weiß ich nicht. Der Entscheid des Einwanderungsgerichtes in Ellis Island lautete dahin, daß ich nach Europa zurücktransportiert werden müsse, aber nachher wieder als regelrechter Quotaeinwanderer herüberkommen könne. Da ich im Elsaß geboren bin, das jetzt zu Frankreich gehört, würde ich also unter die französische Einwanderungsquote fallen, die nicht ungünstig war, da die Einwanderung aus Frankreich nachgelassen hatte und die amtlich festgesetzte Höchstzahl

von französischen Einwanderern nicht immer vollständig ausgenützt wurde. Meine Familie aber, die noch in Litauen war, würde unter die litauische Quote kommen, die ganz ungünstig war, weil von dort ein gewaltiger Einwanderungsstrom beständig nach Nordamerika drängte und auf Jahre hinaus die Wartelisten gefüllt waren. Somit stand mir eine jahrelange Trennung von meiner Familie in Aussicht, selbst für den günstigsten Fall, daß ich imstande wäre, das für meinen zweiten Einwanderungsversuch nötige Geld zu borgen. Meine Dozentenstelle in Kaunas aber hatte ich auf den 31. August 1930 gekündigt, und da ich Ausländer war, war der Gedanke an allfällige Wiederanstellung aussichtslos. Der gleiche Gerichtshof, der nach dem vorliegenden Tatsachenbefund die genannte Entscheidung treffen mußte, machte mich darauf aufmerksam, daß ich dagegen bei der Bundesregierung in Washington Berufung einlegen konnte. Das tat ich denn auch auf telegraphischem Wege. Gleichzeitig benachrichtigte ich das Schweizerische Generalkonsulat in New York und bat um Eintreten für mich. Bei diesem Verhör hatte ich auch Herrn Cochran kennengelernt, der in freundlicher Weise zum zweitenmal gekommen war, um mich abzuholen. Er übernahm es, dem Leiter des Linguistic Institute, an dem ich meine Lehrtätigkeit am 7. Juli aufnehmen sollte, über meine Lage Mitteilung zu machen. Ich wußte, daß Professor Prokosch noch

auf dem Meere war und erst später eintreffen würde. Die «Europa» war am 2. Juli, einem Mittwoch, gelandet. Am 3. Juli wurde ich nach Ellis Island gebracht und vom Einwanderungsgericht zur Deportation verurteilt. Der 4. Juli ist der Tag der Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, ein gesetzlicher Feiertag, an dem in den staatlichen Ämtern alle Arbeit ruht. Der nächste Tag war ein Samstag, an dem in Amerika nur am Vormittag gearbeitet wird. Dann folgte ein Sonntag, wieder ein gesetzlicher Feiertag. Alles war gegen mich. Ich erwartete Antwort auf mein Telegramm am Samstag; dann, als nichts kam, sicher am Montag, wieder umsonst; dann am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag — immer umsonst. In dieser unerträglichen Spannung blieb ich zwei Wochen.

Es waren mehrere hundert solcher Unglücklicher beisammen. Den Tag über waren wir in einer großen Halle — Männer, Frauen und Kinder durcheinander; alle Sprachen Europas waren zu hören. Wer sie verstand, konnte trübselig werden ob dem vielen Leid und Weh, das einen Menschen heimsuchen kann. Da waren Leute aus Deutschland, Österreich, Italien, der Tschechoslowakei, andere aus dem Banat, viele aus Polen, einige auch aus der Schweiz, unter ihnen der genannte Schüpbach aus New Glarus, außerdem ein Herr Von der Mühll aus Basel, ein Fräulein Vogel aus Zürich, die zu ihrem Bräutigam in St. Louis

reisen wollte, um zu heiraten, aber nicht wußte, daß dieses Vorgehen gegen die Einwanderungsgesetze verstieß. Dieses Fräulein war schon etwa vierzehn Tage dort gewesen, als ich hinkam, und hatte noch keine Aussicht auf baldige Entlassung, als ich den Platz verließ. Die vielen Tränen, die man da zu sehen bekam, konnten einem das Herz abdrücken. Besonders nachdenklich machte mich das Schicksal eines über siebzig Jahre alten Liechtensteiners, der zu seiner verheirateten Tochter nach Guttenberg, Iowa, ziehen wollte, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Sein Schwiegersohn hatte es unterlassen, den alten Mann zur rechten Zeit am Schiff abholen zu lassen, weshalb er zurückbehalten wurde, bis die nötigen Papiere eintrafen. Der alte Mann war so niedergeschlagen, daß er beim Jassen die dümmsten Böcke schoß und wir ernstlich befürchteten, er sterbe uns vor Heimweh. In so vorgerücktem Alter sollte ein Mensch nicht mehr verpflanzt werden. Trostlos war die Lage einer Gruppe deutscher Mädchen und Frauen aus dem Banat, deren Deportation nach ihrer alten Heimat (also Rumänien), ohne Erlaubnis wieder nach Amerika zurückkehren zu dürfen, bestimmt worden war. Sie hatten seit Jahren in Amerika gewohnt, waren aber auf Anraten gewissenloser Agenten hin, um die Quotebestimmungen zu umgehen, zunächst nach Kanada eingewandert und dann von dort über die Grenze hereingeschmuggelt worden. —

Wir schlugen die Zeit tot mit Kartenspielen und Legen von Patiencen. Man hatte ja genug Zeit dazu. Von einem Wiener Ingenieur, dessen Schicksale eine wunderliche Verwicklung tragischer und gleichzeitig komischer Momente darstellten, lernte ich eine ganze Reihe von Geduldspielen. Von gemeinnützigen Gesellschaften wurden wir mit den Neuyorker Tageszeitungen und sonstigem Lesestoff versehen, so daß wir uns über die Geschehnisse in der Welt draußen auf dem laufenden halten konnten. Es war die Zeit, als die letzten französischen Besatzungstruppen das Rheinland räumten. Zu bestimmten Stunden des Tages wurden wir ins Freie geführt, auf eine mit Stacheldraht umzäunte Wiese, ringsum von Wasser umspült (Ellis Island ist ja eine Insel), wo man spielen konnte. Immer waren wir unter strenger Bewachung, unsere Wächter mit Schießwaffen ausgerüstet. Vor uns über dem Wasser ragten die Wolkenkratzer New Yorks in den Himmel hinauf, drohend und doch freundlich winkend, aber unerreichbar. Der Ingenieur und ich versuchten unser mathematisches Können, indem wir die Entfernung schätzen. Ein Franzose, Louis Dalix aus Cherbourg, mit einer kecken Baskenmütze, der zum Studium des Molkereiwesens nach Amerika gekommen war, gesellte sich eine Zeitlang zu uns. Für die Zartbesaiteten unter uns gab es manche peinliche Lage. Am unerträglichsten war mir jeweils, wenn auf der Galerie, die innen um die

ganze Halle herumging, eine Schar von Blaustrümpfen erschien, um uns zu studieren. Es waren Soziologiestudentinnen, die mit großer Teilnahme die Schau bestaunten. Das Essen in diesem «Konzentrationslager» war gut, und jede Nacht schliefen wir in einem frischbezogenen Bett, Männer und Frauen in abgesonderten Sälen; auch die Farbigen und Mischlinge hatten ihren besondern Schlafraum. Auch während des Schlafes blieben wir unter bewaffneter Aufsicht. Einer unserer Wächter war ein stämmiger Neger.

Drüben in der Stadt New York wurde zu meinen Ehren am 6. Juli ein Empfang gegeben, an dem aber die Hauptperson fehlte, und am folgenden Tage fingen die Kurse am Linguistic Institute an. Das Schweizerische Generalkonsulat wandte sich an die Gesandtschaft in Washington mit der Bitte um Beistand. Fatalerweise waren aber zu der Zeit weder der Generalkonsul noch der Gesandte auf dem Posten; beide weilten in der Schweiz in den Ferien. Außerdem waren die diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweizerischen Gesandtschaft und den zuständigen amerikanischen Amtsstellen sehr kühl als Folge einer Rede, in der kurz vorher unser Gesandter den amerikanischen Zolltarif angegriffen hatte. Immerhin versuchte unsere schweizerische Vertretung in meiner Sache zu tun, was zu tun war, aber ohne sichtlichen Erfolg. Inzwischen waren auch meine neugewonnenen amerikani-

schen Freunde nicht untätig. Herr Cochran übergab die Angelegenheit einem Rechtsgelehrten zum Studium, und Herr Professor Prokosch suchte politisch einflußreiche Leute in New York für mich zu gewinnen, aber zunächst auch ohne Erfolg. Von den leitenden Männern der Universität Yale, die für mich hätten eintreten können, war wegen der Sommerferien niemand erreichbar. Der Präsident der Universität hielt sich in Europa auf, und sein Stellvertreter hatte sich nach dem kanadischen Norden zu einem Ferienaufenthalt begeben, ohne eine Adresse zu hinterlassen. Man konnte nichts tun als warten. Der Direktor des Linguistic Institute, Professor Sturtevant (ebenfalls aus Yale), hatte die große Freundlichkeit, mich in meiner Abgeschlossenheit mit seinem Besuche zu beehren. Aber herausnehmen konnte er mich nicht. Außer ihm besuchten mich noch die Professoren Lotspeich von Cincinnati und Reuning von Swarthmore College, die jenen Sommer beide auch am Linguistic Institute unterrichteten. Diese mir bezeugte Herzlichkeit überwand in mir die letzte Voreingenommenheit gegen das Amerikanertum, und ich konnte trotz meiner trostlosen Lage auf niemanden böse sein.

Am 15. Juli, dem dreizehnten Tage meiner Unfreiheit, bekam ich Besuch aus dem Schweizerischen Generalkonsulat. Herr Lumpp brachte mir die Versicherung, daß die schweizerische Vertretung nichts ungetan lasse, ich müsse mich aber

noch gedulden. Dieser Bescheid machte keinen großen Eindruck mehr auf mich, hatte ich doch um mich herum zahlreiche Männer und Frauen, die schon seit Monaten hier festgehalten waren. Ich begann, mich auf einen unbegrenzten Aufenthalt einzurichten. Mein näherer Bekanntenkreis hatte sich bedeutend verändert. Herr Dalix und Herr Von der Mühll waren schon seit einigen Tagen fort, auch der Wiener Ingenieur war nicht mehr da. Man wußte nie recht, wo die Leute hinkamen, ob sie ins Land eingelassen oder nach Europa verschickt wurden. Wenn jeweils ein Aufseher einen von uns beim Namen aufrief und beifügte "Take your baggage!" (Nehmen Sie Ihr Gepäck mit!), so wußten wir, daß wir ihn in diesen Wänden nicht mehr sehen würden. Wir hatten nur gerade noch Gelegenheit, ihm Lebwohl zu sagen und gut Glück zu wünschen. So war auch Schüpbach am Tage vorher ausgeschieden. Fräulein Vogel, die unglückliche Braut, war noch hier. Aber heute hatte sie Besuch. Ihr Bräutigam war aus St. Louis gekommen, um sie zu trösten und zu sehen, was er tun könne. Die Besuchszeit war schon zu Ende. Ich setzte mich hin, um endlich an meine Frau zu schreiben und ihr zu bekennen, was mit mir geschehen war. Seit jenem vorzeitigen Kabel hatte ich nämlich nichts mehr von mir hören lassen. Von ihr hatte ich hingegen schon einige Briefe und Zeitungen durch Vermittlung des Schweizerischen Generalkonsulates erhalten.

Aber alles war noch unbeantwortet geblieben. Länger zu schweigen ging nicht. Schweren Herzens begann ich die Anrede. Ich wußte nicht, wie ich alles erklären sollte. Das mußte ein schwerer Schlag für sie sein, zu erfahren, daß ich unverrichteterdinge nach Europa zurückkehren werde und all das teure Geld umsonst ausgegeben sei. Da hörte ich auf einmal meinen Namen! Richtig, man verlangte nach mir. Aber die Besucher waren doch schon weggeschickt worden. "Take your baggage!" Ich traute meinen Ohren nicht. Meine Leidensgenossen begriffen die Lage schneller als ich und halfen mir sofort beim Einpacken. Also war ich frei? Aber der Konsulatsbeamte, der eben hier gewesen war? Voll Erwartung folgte ich der Aufseherin, die mich gerufen hatte, und wurde von einem Beamten noch einmal verhört. Fühlte ich einen Unterschied in seiner Haltung mir gegenüber? Ich konnte mich über die bisherige Behandlung nicht beklagen. Abgesehen von einem bestimmten Aufseher, der mich aus irgendeinem Grunde auf der Latte zu haben schien, waren mir alle Angestellten stets mit Anstand und Achtung begegnet. Aber in diesen letzten Minuten meines Dortseins glaubte ich im Benehmen der Beamten deutlich eine Änderung wahrnehmen zu können. Man zeigte mir nicht nur ein viel freundlicheres Gesicht, sondern erwies mir auch Aufmerksamkeiten, an die ich gar nicht mehr gewöhnt war, so daß ich stutzte. Dann wurde mir aber mit

wichtiger Miene anvertraut, ich hätte sehr einflußreiche Freunde in New York und in Washington. Schon mehrere Male seien Leute aus der Stadt hier gewesen, um die mich betreffenden Akten zu prüfen, und eben habe er telegraphisch aus Washington Anweisung erhalten, mich sofort «auf Parole» freizulassen. Die Familie Cochran leistete für mich Bürgschaft und hatte dafür 500 Dollars als Sicherheit hinterlegt. Freilassung «auf Parole» bedeutete, daß ich mit den Behörden in Berührung bleiben mußte, bis ich endgültigen Bericht über meine rechtliche Stellung erhalten würde. Ich durfte also den amerikanischen Boden betreten, mußte aber höchstwahrscheinlich nach einem Jahr das Land verlassen, um als regelrechter Einwanderer neu hereinzukommen. Aber ich war wieder frei. Ich konnte es noch fast nicht fassen. Ich telephonierte an Herrn Cochran und fuhr dann mit dem letzten Fährboot, das an jenem Tage noch die Insel mit dem Festlande verband und eine Reihe von Beamten mitnahm, nach Manhattan, dem Hauptteil der Weltstadt New York, hinüber. Am Landungsplatz erwartete mich Herr Cochran und brachte mich sofort zur nächsten Haltestelle der Untergrundbahn und somit mitten in das Getriebe der amerikanischen Metropole hinein. Am gleichen Abend konnte ich mich noch den Kollegen und Studenten des Linguistic Institute vorstellen, wo ich mit wohltuender Herzlichkeit empfangen

wurde, obwohl es mir gar nicht zusagte, daß ich so zum Helden des Tages gemacht wurde.

Noch nach Jahren konnte ich nicht ohne ein Gefühl geistigen und körperlichen Unbehagens an meine auf Ellis Island verbrachte Zeit zurückdenken. Doch hatte gerade diese Prüfung mir Augen und Herz für eine Seite des Amerikaners geöffnet, die dem Europäer gewöhnlich auf lange Zeit hinaus verschlossen bleiben muß: die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft. Infolge meiner vorausgegangenen bittern Erfahrungen in Litauen hatte ich überhaupt den Begriff von Treu und Glauben vergessen, und das Benehmen meiner amerikanischen Freunde war mir wie die Offenbarung einer bessern Welt. Nach etwa zwei Wochen erhielt ich meinen Paß zurück mit dem Vermerk, daß ich für dauernden Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zugelassen sei. Das übertraf meine kühnsten Erwartungen; denn Gesetzesbestimmungen sind doch da, um eingehalten zu werden, und mein ursprüngliches Einreisevisum hatte mir nur vorübergehenden Aufenthalt zugesagt. Die schnelle und so zuvorkommende Lösung meiner Schwierigkeiten war dem Einschreiten der Universität Yale zu verdanken, die auf Professor Prokoschs Ersuchen hin sich meiner Sache ernsthaft angenommen hatte. Am 9. Hornung 1931 war ich nach achtmonatiger Trennung wieder mit meiner Frau und den Kindern vereinigt. Ihnen wurden gar keine Schwierigkeiten

gemacht. Im Gegenteil, man kam ihnen in jeder Hinsicht entgegen. Das Amerikanische Konsulat in Kaunas hatte diesbezügliche Anweisungen aus Washington erhalten.

Meine Stellung an der Universität Yale war die eines Sterling Research Fellow (Inhaber eines Forschungsstipendiums) auf ein Jahr. Während dieser Zeit brauchte ich keinen Unterricht zu geben und konnte mich daher vollständig meinen Forschungen widmen und mich auch besser mit der englischen Sprache vertraut machen. Vom 1. Juli 1931 bis Sommer 1938 war ich ordentlicher Professor für germanische Sprachwissenschaft und Indogermanistik an der Staatsuniversität Wisconsin in Madison, Wisconsin. Doch unterrichtete ich im Sommer 1931 nochmals am Linguistic Institute in New York, an dem diesmal auch zwei Schweizer Romanisten, nämlich Professor Jakob Jud von der Universität Zürich und Dr. Scheuermeier von Bern Vorlesungen gaben und Übungen hielten. Während ich dies schreibe, bereite ich mich auf den Umzug nach Philadelphia vor, wo ich im Herbst 1938 an der University of Pennsylvania ein Ordinariat für germanische Sprachwissenschaft antreten werde. Wenn ich irgendwo eine zweite Heimat gefunden habe, so ist es in Madison, Wisconsin, gewesen. Hier ist auch unser drittes Kind, ein Knabe, zur Welt gekommen, und hier habe ich selber mich endgültig zum Amerikaner entwickelt.

ICH SUCHE ANSCHLUSS

«Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud,
Wenn ich einen deiner Söhne sah!»

Mit diesen Worten sprach unser Volksdichter Gottfried Keller jedem Auslandschweizer aus dem Herzen, und diese Strophe wird ihre Bedeutung auch in Zukunft nie verlieren. Manche sind in besonders unglücklicher Lage, weil sie ganz vereinzelt an abgelegenen Orten wohnen, fern von andern Landsleuten. Ich kannte von Litauen her die Rolle, die planmäßig geführter Vereinsbetrieb in unserm Leben spielen kann, und aus allerhand schillernden Berichten hatte ich mir auch schon ein ziemlich fertiges Bild vom amerikanischen Schweizertum mit in die Neue Welt gebracht. Im voraus malte ich mir in lebhaften Farben aus, wie ich etwa an Sonntagnachmittagen bald hier, bald dort bei schweizerischen Familien vorsprechen würde, vielleicht auch bisweilen an Werktagabenden, und wie jedermann mich als Landsmann freudig willkommen heißen würde. Genau wie ich mich nach dem Umgang mit meinesgleichen sehnte und jedesmal unsagbar froh war, wenn ich einen Schweizer traf, so nahm ich an, daß auch die andern sich über meine Be-

kanntschaft freuen würden. Diese Erwartung fand ich auch stets bestätigt, wenn ich bei den früher genannten Tschäppelers vorsprach. Sonst aber erlebte ich die bittersten Enttäuschungen.

Bei der ersten Gelegenheit stattete ich dem Schweizerischen Generalkonsulat in New York einen Besuch ab. Dort erhielt ich eine Liste von Schweizervereinen und ersah daraus, daß im Staate Connecticut, wo ich mich später niederlassen sollte, zwei solche Organisationen existierten, nämlich in New Haven und in Waterbury. Im besondern wurde ich auch auf die Swiss Society of New York aufmerksam gemacht und zum Beitritt aufgefordert. Da ich mich aber in New York nur vorübergehend aufhielt, hatte es keinen Zweck, diesem Verein beizutreten, um so mehr als während des Sommers alle Vereinstätigkeit ruhte. Seither habe ich das Wirken der Swiss Society of New York stets mit wachem Interesse verfolgt, aber nur aus weiter Ferne, und was mir dabei den größten Eindruck gemacht hat, sind die für Leute meines Standes fast unerschwinglich hohen Preise der Bankettkarten.

Mit dem Schattenleben des amerikanischen Schweizertums wurde ich gleich zu Anfang bekannt, als man mich mit gewissem Stolze in mehrere von Schweizern geführte Flüsterkneipen, d. h. gesetzwidrig betriebene Schanklokale, einführte, wo allen Prohibitionsgesetzen zum Trotze alkoholische Getränke ausgeschenkt wurden.

Mein Befremden über den gesetzwidrigen Betrieb wurde keineswegs dadurch gemildert, daß die Wirtschaften offenbar ausschließlich von Schweizern besucht wurden und ich also in reinschweizerische Umgebung versetzt war. Der Besuch eines Lokals in New Jersey stimmte mich besonders nachdenklich, da der Besitzer sich als ehemaliger Goldacher entlarvte und es sich herausstellte, daß wir viele gemeinsame Bekannte hatten. Von ihm erfuhr ich denn auch zu meinem größten Schmerz, daß eine ehemalige Schulkameradin von mir, die ich immer gern leiden mochte, in den Vereinigten Staaten im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren gestorben sei [3]. Am meisten gab mir aber der Lebensgang des Wirtes selber zu denken. Er war in Goldach als gut bezahlter Sticker angestellt gewesen, wanderte dann nach New Jersey aus, wo er eine kleine Stickereifabrik betrieb. Das Geschäft kam bald zum Stokken und mußte geschlossen werden, und um etwas zu verdienen, eröffnete der ehemalige Fabrikant eine Flüsterkneipe, wurde also zum Gesetzesübertreter und setzte sich damit beständig polizeilicher und gerichtlicher Verfolgung aus. Der Mann bedauerte, die Heimat verlassen zu haben. Aber sein Stolz erlaubte es ihm nicht, zurückzukehren.

[3] Glücklicherweise war das eine Falschmeldung, wie ich mich an unserer Klassenzusammenkunft vom 25. Mai 1952 in Goldach überzeugen konnte.

Seither habe ich unzählige solche Leute getroffen, die mir offen gestanden, daß es ihnen in der Schweiz kaum schlimmer gehen könnte als hier. Darüber kann auch der Umstand nicht hinwegtäuschen, daß sie hier etwa in Automobilen umherfahren; denn hierzulande ist das Automobil einfach unentbehrlich und darf deshalb nicht als Luxusgegenstand betrachtet werden. Das ganze Leben dieser Bedauernswerten ist nur Entsagung und stille Ergebung in ein unabänderliches Schicksal. Sie tauchen in den Großstädten unter und versuchen in ihrer Verzweiflung, sich so schnell als möglich zu amerikanisieren, nur um auch hier wieder zu scheitern. Sie werden ihrer Lebtag nie ein gutes Englisch sprechen können, wohl aber infolge ihrer Bemühungen, sich der amerikanischen Sprechart anzugleichen, die Reinheit ihrer angebornen Sprache einbüßen und sich schließlich ein schauderhaftes Kauderwelsch aneignen, das vom Amerikaner nur als Zeichen roher Unkultur bewertet wird. Es bleibt dem Eingewanderten kein anderer Ausweg, als sich damit zu trösten, daß später wenigstens seine Kinder vollständig assimiliert und vom Makel sprachlicher Unvollkommenheit befreit sein werden. Somit ist die ganze Emigrantengeneration für alle politischen und kulturellen Leistungen total verloren — verwüstet. Sie kann im günstigsten Falle als Dünger für nachfolgende Geschlechter dienen. An diesen Entwurzelten haben unsere Schweizer-

vereine ihre wichtigste Aufgabe zu erfüllen, ein Werk geistiger Barmherzigkeit. Gleich zu Anfang nahm ich mir vor, hier meinen Mann zu stellen. Wahrscheinlich spielte dabei im Unterbewußtsein auch der Gedanke mit, daß ich durch solche Betätigung und Arbeit an den andern meine eigene Verbannung weniger schmerzlich fühlen würde.

Meine erste direkte Fühlungnahme mit schweizerischem Vereinsleben vollzog sich bei der von den Vereinigten Schweizervereinen von Großneuyork veranstalteten Augustfeier 1930. Als Führer diente mir Herr Lumpp, der mich auch verschiedenen Gruppen vorstellte, ohne daß ich aber von irgendeiner von ihnen aufgefordert worden wäre, mich anzuschließen. Daher fühlte ich mich mitten unter meinen Landsleuten vereinsamt. Der einzige, der mir einiges Interesse entgegenbrachte, war Herr Meyer, der langjährige Schriftleiter der in New York erscheinenden «Amerikanischen Schweizerzeitung», zu deren Leserkreis ich auf Veranlassung von Herrn Lumpp hin bereits gehörte. Herrn Meyers behagliche und aufgeräumte Art sagte mir sehr zu. Aber auch er mußte mich bald verlassen, da er zu Ausschußsitzungen weggerufen wurde. Ich habe ihn seither nicht wiedergesehen. Kurze Zeit nach jener Feier wurde er von einem Automobil überfahren und getötet.

Es wurden Reden gehalten auf englisch, fran-

zösisch und schweizerdeutsch, aber nicht auf hochdeutsch, was mich sehr verwunderte. Ich erinnerte mich daran, daß Herr Charles Rosset, der Kanzler des Generalkonsulats, mir angeraten hatte, im Falle ich einmal in der Swiss Society of New York einen Vortrag halten würde, mich der englischen oder französischen Sprache zu bedienen. Dabei gibt es aber nur sehr wenige Welsche in den Vereinigten Staaten. Die Leute waren aber noch eingeschüchtert vom Weltkrieg und der überreizten Nachkriegszeit her, wo übereifrige Patrioten in blindem Hasse alles verfolgten, was deutsch klang, deutsche Bücher öffentlich verbrannten und die deutsche Sprache fast überall aus dem Lehrprogramm der Schulen entfernten. Da sich in früheren Zeiten die Amerika-Schweizer offenbar zu eng den aus dem Deutschen Reiche Stammenden angeschlossen hatten, blieben sie auch vor der Verfolgungswut der Hundertprozentigen nicht verschont. So wurden z. B. auch die Schweizer in Wisconsin terrorisiert, und in New Glarus, Wis., wurden die deutschen Bücher der Schulbibliothek öffentlich verbrannt. Um solchen Verfolgungen zu entgehen, hatten sich also die Schweizer von New York für öffentliche Ansprachen vom Gebrauch der hochdeutschen Schriftsprache losgesagt. Diese extreme Entwicklung ist sehr zu bedauern, weil als Folge davon Vorträge über Fragen schweizerischer Kultur fast vollständig aus dem Vereinsbetrieb

ausgeschlossen sind und der Amerika-Schweizer von geistiger Versimpelung und Verrohung bedroht wird. Tatsächlich habe ich während der acht Jahre meines bisherigen Aufenthaltes in Amerika nur äußerst selten gehört, daß ein Schweizerverein einen Vortrag veranstalte. Wenn irgendwo eine Rede gehalten wird, so hat sie meistens mit amerikanischer Politik zu tun. So wandte sich auch bei jener Bundesfeier in New York Herr Konsul Escher in englischer Sprache an die Versammelten und erklärte, wir fühlen uns an diesem Tage nicht als Mitglieder der Republikanischen oder der Demokratischen Partei, sondern als Amerikaner schweizerischer Abstammung. Ich mußte mich erst an diese Einstellung gewöhnen.

Zur Neuyorker Augustfeier des folgenden Jahres (1931) wurde ich offiziell als Ehrengast eingeladen. Zu meinem größten Leidwesen konnte ich aber der freundlichen Einladung nicht Folge leisten, da ich mit meiner Familie in New Haven, Conn., wohnte und kein Automobil besaß. Mit der Eisenbahn wäre die Reise für die ganze Familie zu teuer zu stehen gekommen.

Gleich nach meiner Ankunft in New Haven, Conn., suchte ich beim dortigen Schweizerverein Anschluß, bekam aber eine kalte Dusche. Auf meine schriftliche Anmeldung beim Aktuar erhielt ich folgende Antwort: «Geehrter Herr Dr. Senn! Ich habe aus Ihrem Briefe erfahren, daß

Sie sich gern unserm Schweizerverein anschließen möchten. Wollen Sie sich diesbezüglich an Herrn L. in New Haven wenden.» Punktum! Nicht ein Wort darüber, daß er mich gern kennenlernen möchte. Ich habe ihn auch nie kennengelernt. Hingegen suchte ich Herrn L. dann doch auf und erfuhr von ihm, daß der Schweizerverein nur aus fünf Männern bestehe und daß sie keine neuen Mitglieder mehr aufnehmen. Dieser sogenannte Schweizerverein war nichts als eine Kranken- und Sterbekasse und bildete in dieser Eigenschaft eine Sektion des «Nordamerikanischen Schweizerbundes».

Da mich die Schweizer meiner nähern Umgebung nicht wollten, konnte ich auch nichts für sie tun. Meine Studien brachten mich mit den litauischen Kolonien des Staates Connecticut in Berührung, und da ich Litauisch spreche, wurde ich von den zahlreichen litauischen Organisationen wiederholt gebeten, Vorträge zu halten, was ich auch tat, und so erhielten die Litauer den Dienst, den ich meinen eigenen Landsleuten zugedacht hatte.

Durch den litauischen Pfarrer Karkauskas in New Haven lernte ich einen schweizerischen Gelehrten, Dr. Basile Luyet (einen Walliser) kennen, der Privatdozent der Universität Genf und auch Stipendiat der Universität Yale war. In der Schweiz hatte er sich auch als Volkskundler betätigt. Er ist jetzt Professor für Biologie an der

St. Louis University in St. Louis, Missouri. Außerdem wurde ich mit Dr. G. Fankhauser bekannt, der jetzt eine Professur für Biologie an der Universität Princeton in Princeton, New Jersey, innehat. Als ich im Dezember 1930 auf der Neuphilologentagung in Washington, D. C., ein Referat hielt, lernte ich mehrere amerikanische Philologen schweizerischer Abstammung kennen, z. B. Prof. Dr. Heinrich Boßhard [4] von der Clark University (Worcester, Mass.), Prof. Dr. Albert Bachmann vom Gettysburg College (Gettysburg, Pa.), Prof. Dr. Albert Schinz [4] von der University of Pennsylvania (Philadelphia, Pa.) u. a. Tatsächlich sind an den amerikanischen Kollegien und Universitäten einige Dutzend in der Schweiz geborene schweizerische Gelehrte tätig.

Gelegentlich jener Tagung in Washington, D. C., sprach ich auch auf der Schweizerischen Gesandtschaft vor. Der Gesandte Dr. Marc Peter und seine Gemahlin waren scharmant. Trotzdem haben sich meine Beziehungen zur amtlichen Vertretung meines Heimatlandes bis heute nur auf den durch das Einziehen der Militärsteuer veranlaßten Briefwechsel beschränkt. Hingegen hat sich besonders in den letzten Jahren ein reger Gedankenaustausch mit dem Generalkonsulat in New York entwickelt, wo Herr Generalkonsul Dr. Victor Nef und Herr Kanzler Charles Rosset

[4] Seither gestorben.

jede Gelegenheit wahrnehmen, um die schweizerischen Interessen zu fördern. Ein großes Verdienst haben sich die beiden Herren besonders durch ihr Mitmachen in den Vereinen erworben. Da sind wirklich die rechten Mannen am rechten Posten.

NACH WISCONSIN

In der ersten Dezemberwoche des Jahres 1930 kam ich das erstemal nach Madison, Wisconsin, und zwar auf Einladung der Deutschen Abteilung der Universität hin, da eine Professur zu besetzen war, für die man mich in Aussicht genommen hatte. Die Stadt gefiel mir ungemein, besonders wegen der schönen Seen, die mich an die Schweiz erinnerten. Auch war jedermann bestrebt, mir den Aufenthalt so angenehm als nur möglich zu gestalten, vorab der Abteilungsleiter Prof. Dr. A. R. Hohlfeld und seine Gemahlin, deren Hausgast ich war. Hohlfeld, der unbestrittene Führer der amerikanischen Deutschkundler, ein Goetheforscher von Weltruf, hatte die Deutsche Abteilung der Universität Wisconsin zur angesehensten Germanistenschule entwickelt, und ich erachte es als eine besondere Gunst des Schicksals, daß ich sieben Jahre mit und neben ihm arbeiten und von ihm lernen konnte.

Von Madison aus wollte ich Schüpach in New Glarus besuchen, etwa vierzig Kilometer entfernt. Von dort aus hatte ich vor, über Monroe weiterzureisen Chicago zu. Am 4. Dezember mußte ich nämlich in Chicago sein, da eine Gruppe litauischer Ärzte, Advokaten und Geschäftsleute (es gibt in Chicago etwa 100 000

Litauer) mir zu Ehren ein Bankett veranstaltete. Wie es sich nachher herausstellte, hätte ich zu dieser Veranstaltung gerade noch rechtzeitig eintreffen können, wenn ich von Madison aus den kürzesten Weg eingeschlagen hätte. Ich war aber mit den weiten Entfernungen noch nicht genügend vertraut. Außerdem konnte ich der Aussicht, auf kurze Zeit mit Schweizern zusammen zu sein, einfach nicht widerstehen und fuhr sorglos New Glarus zu. Erst als ich dort angekommen war, erkannte ich zu meinem Schrecken, daß rechtzeitiges Eintreffen in Chicago ausgeschlossen war.

New Glarus ist ein reinschweizerisches geschlossenes Dorf von etwa tausend Einwohnern, als Glarnerkolonie im Jahre 1845 gegründet. Die Bewohner sind größtenteils ehemalige Farmer, die sich zur Ruhe gesetzt haben. Obwohl die Siedlung schon über neunzig Jahre alt ist, erklingt auch heute noch in fast jedem Hause Schweizerdeutsch. Ein bis zur Schließung der unbeschränkten Einwanderung stetiger Zustrom von Landsleuten aus den verschiedensten Kantonen der deutschen Schweiz hat dazu beigetragen, den schweizerischen Charakter der Ortschaft trotz der unwiderstehlichen Amerikanisierungswoge zu bewahren. Es gibt dort viele steinalte Leutchen, die besser Schweizerdeutsch reden als Englisch, obwohl sie nie in der Schweiz gewesen sind. Leute, deren Ur-ur-urgroßeltern 1845 ein-

wanderten, sprechen heute noch die Mundart ihrer Vorfahren, die, verglichen mit der heutigen Sprechweise der Glarner, allerdings etwas altertümlich anmutet.

Die Glarnerkolonie übte stets eine starke Anziehungskraft auf schweizerische Einwanderer aus, und so haben wir heute einen ganzen Bezirk (Green County), der mehrheitlich schweizerisch ist. Die Bauernbevölkerung ist stellenweise ausschließlich schweizerisch. Zwischen New Glarus und Monroe liegt das ebenfalls reinschweizerische Dorf Monticello mit etwa fünfhundert Einwohnern. Außerdem liegt die Käseproduktion in schweizerischen Händen. Man sieht am Wege eine Käserei nach der andern, und in jeder drin hat man sich eine Schweizerfamilie zu denken. Marktzentrum für den Käse ist Monroe, ein Städtchen von fünftausend Einwohnern und Hauptort von Green County. Dieses Städtchen ist zwar nicht ausschließlich von Schweizern bewohnt, aber auf den Bauernhöfen ringsum sitzen fast nur Schweizer. Der schweizerische Charakter der Umgebung offenbart sich besonders am Samstagnachmittag, wenn die Farmer ins Städtchen kommen, um ihre Einkäufe zu machen und einen Schoppen Bier zu trinken.

In New Glarus erfuhr ich, daß der dortige Männerchor am folgenden Tage, dem 5. Dezember, einen Familienabend veranstalte mit Konzert, Theater und Tanz. Daher beschloß ich zu

übernachten. Da in dieser Gegend alles schweizerisch ist, schien lange Zeit besondere Pflege schweizerischer Art nicht nötig zu sein. Die reformierte Kirchengemeinde war somit das einzige Band mit der alten Heimat, und auch dieses wurde zusehends lockerer. Pflege schweizerischer Art wäre ganz vergessen, wenn sich nicht der Männerchor New Glarus gerade dieser Aufgabe angenommen hätte. Mit seiner alljährlich in würdiger Form durchgeführten Augustfeier und seiner wenigstens zweimal jährlich auftretenden Mundartbühne ist dieser Verein zu einem Kulturfaktor geworden, wie ihn keine andere Schweizerkolonie in Amerika aufweisen kann. Der treibende Geist im Männerchor New Glarus ist ein Wirt namens Ernst Thierstein.

Der Familienabend wurde für mich zu einem wahren Erlebnis ganz seltener Sorte. Der Männerchor unter der Leitung von Herrn Lehrer Dürst sang gut. Das Theaterstück war köstlich unterhaltend und wurde ausgezeichnet gespielt. Der Tanz brachte mich den Leuten etwas näher. Für den gebildeten Europäer war es eine Überraschung, zu sehen, daß da alles einander du sagt. Ich suchte zunächst mit dem neutraleren Ihr durchzukommen, fand dann aber doch, daß es am besten wäre, mich auch des Du zu bedienen. Trotz meiner heutigen Popularität bei den Schweizern in Wisconsin habe ich es aber auch jetzt, acht Jahre später, noch nicht dazu ge-

bracht, mich im Gebrauch des Du ganz frei und unbefangen zu fühlen. Aber ich hatte noch andere Probleme. Der Schweizer ist ja so bildungsscheu, daß er vor jedem «Gelehrten» erschrickt und ihm aus dem Wege geht. Ich suchte daher meine berufliche Stellung zu verbergen, was aber nicht so leicht war, da mein Gastgeber Schüpbach es sich nicht nehmen lassen wollte, den Herrn Professor vorzustellen. Was aber sollte ich antworten, als mich eine junge Frau geradeheraus fragte: «Säg, wo häsch du denn au dyni Fäkteri?» (Englisch *cheese factory* = Käserei). Man hielt mich also für einen Käser. Ich erklärte, ich hätte keinen eigenen Betrieb, sondern sei an der Universität in Madison angestellt, ließ sie also immer noch im Glauben, ich habe irgendwie mit dem Molkereiwesen zu tun. Um keinen Preis hätte ich mir die trauliche Stimmung verderben lassen wollen durch die Offenbarung, ich sei Professor.

Am Samstag, den 6. Dezember, verließ ich endlich New Glarus und fuhr mit dem Autobus zunächst nach Monroe, wo ich nur ein paar Stunden Aufenthalt zu nehmen gedachte. Zu meiner Überraschung stellte sich dann aber heraus, daß Monroe zwar zwei Bahnhöfe (zu zwei verschiedenen Eisenbahnlinien gehörig) hat, aber am Samstag und Sonntag keine Züge fahren. Ich mußte also, ob ich wollte oder nicht, bis Montag auf Weitertransport warten. In einem kleinen Hotel (Leitung: Siegenthaler) fand ich Unter-

kunft. Ein dort wohnender Kostgänger namens Hunziker nahm sich des Gestrandeten an, fuhr mich am Sonntag mit seinem Auto in der Umgebung umher und trug so natürlich noch mehr dazu bei, mich mit der ganzen Gegend vertraut zu machen.

Ich war glücklich, die Anstellung in Madison erhalten zu haben. Hier war ich ja in der Nähe meiner eigenen Leute, zu denen ich mich flüchten konnte, wenn mich das Heimweh zu unerbittlich anfallen sollte.